

David Heska Wanbli Weiden

WINTER COUNTS

Kriminalroman





DARK PLACES

David Heska Wanbli Weiden

Winter Counts

Aus dem Amerikanischen von Harriet Fricke
Herausgegeben von Jürgen Ruckh

Polar Verlag

Originaltitel: Winter Counts
Copyright: © 2020 by David Heska Wanbli Weiden

Deutsche Erstausgabe, 1. Auflage 2022
Aus dem Amerikanischen von Harriet Fricke
Mit einem Nachwort von James Anderson, © 2021, übersetzt von Sven Koch
Mit einem Essay von Thomas Jeier, © 2021

© 2022 Polar Verlag e.K., Stuttgart
www.polar-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) oder unter Verwendung elektronischer Systeme ohne schriftliche Genehmigung des Verlags verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Tobias Schumacher-Hernández
Korrekturat: Andreas März
Umschlaggestaltung: Britta Kuhlmann
Coverfoto: © kimber / Alamy Stock
Autorenfoto: © Aslan Chalom
Satz/Layout: Martina Stolzmann
Gesetzt aus Adobe Garamond PostScript, InDesign
Druck und Bindung: Nørhaven, Agerlandsvej 3, 8800 Viborg, DK
Printed in Denmark 2022

ISBN: 978-3-948392-46-8
eISBN: 978-3-948392-47-5

*Für die Menschen der Sicangu Lakota
und meine Söhne David (Tatanka Ohitika)
und Sasha (Tatanka Ta Oyate)*

Inhalt

Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Epilog

Anmerkungen des Autors

Dank

Nachbemerkungen

»Die Welt des Virgil Wounded Horse«

Adler müssen keine Krähen sein.
Tatanka Iyotake / Sitting Bull

1

Ich lehnte mich auf dem Sitz meines alten Ford Pinto zurück und lauschte dem Lärm, der aus dem Depot drang, der einzigen Kneipe im gesamten Reservat. Während ich den Laden beobachtete, gingen etliche Native Americans und weiße Rancher hinein. Wie ich wusste, war Guv Yellowhawk mit seinen Kumpel bereits drinnen und kippte Biere und Schnäpse. Guv unterrichtete an der Reservatschule alle möglichen Ballsportarten. Den Gerüchten nach trat er seinen Schülern, Jungs wie Mädchen, dabei gelegentlich etwas zu nahe. Ich wollte abwarten, bis er volltrunken war, damit die Party richtig losgehen konnte. In meinem Kofferraum lagen ein Baseballschläger und Schlagringe, doch würden sie wahrscheinlich gar nicht zum Einsatz kommen. Guv war ein fettes Stück Scheiße mit einer Fry-Bread-Wampe so riesig wie der Arsch eines Büffels.

Der Vater eines Mädchens aus der Schule hatte mich angeheuert, damit ich Guv krankenhausreif schlug. Guv hatte sich auf der Toilette an die Tochter herangeschlichen, sie zu Boden geworfen und vergewaltigt. Die Eltern hatten sich beim Direktor der Schule beschwert, aber Guv kam aus einer der mächtigsten Familien im Reservat, und die Schule hatte sich geweigert, disziplinarische Maßnahmen gegen ihn zu ergreifen. Der Direktor hatte den Eltern sogar mit einer Anzeige wegen Verleumdung gedroht. Die Tribal Police war machtlos. Das Ahnden schwerer Straftaten fiel in den Zuständigkeitsbereich der Feds, und sofern es sich nicht um Mord handelte, mischten die sich nicht ein. Das

verängstigte Mädchen traute sich nicht mehr in die Schule, und Guv konnte weiterhin Kinder belästigen und missbrauchen.

Bei diesem Job verzichtete ich auf die Bezahlung. In den meisten anderen Fällen verlangte ich einen Hunderter für jeden Zahn, den ich ausschlug, und jeden Knochen, den ich brach. Doch Guv würde ich umsonst in den Hintern treten. Ich hasste ihn seit Jahren – schon als Teenager war er ein mieses Arschloch gewesen, das andere Kids terrorisierte, und mit Vorliebe Iyeskas wie mich. Natürlich war Guv immer nur mit seiner Gang unterwegs; ich konnte mich nicht daran erinnern, dass er jemals allein gekämpft hätte. Das würde sich heute Abend ändern.

»Gimme Shelter« von den Stones wurde aus der Tür der Bar über den Parkplatz geweht, und Songfetzen blieben wie Geister in meinem Kopf zurück. Ich zündete mir eine Zigarette an und wartete. Früher oder später musste Guv herauskommen.

Eine Stunde später sah ich ihn aus der Bar wanken. Er grölte irgendein Lied mit. Leise stieg ich aus dem Auto und versteckte mich hinter seinem glänzend neuen Pick-up. Damit keiner eine Delle in dem teuren Schlitten hinterließ, hatte er ihn ganz weit hinten auf dem Parkplatz abgestellt. Mir kam das sehr gelegen – so konnte ich ihn in die Mangel nehmen, ohne dass seine Saufkumpane was mitbekamen.

Ich trat aus dem Schatten. Guv trug verwaschene Jeans und ein T-Shirt mit dem Maskottchen der Fighting Sioux. Seine Augen waren glasig, und er stank nach Bier. Ich konnte das Muttermal auf seiner Stirn sehen, es hatte die Form eines winzigen Tomahawks.

»Hey, Guv.«

»Was is?« Er spähte ins Dunkle, konnte mich aber wohl nicht erkennen.

»Ich bin's. Virgil.«

»Wer?«

»Virgil Wounded Horse.«

»Oh. Wolltest du was trinken? Die Bar hat grade zugemacht.«

»Ja, weiß ich. Hab auf dich gewartet.«

»Wieso?«

»Wegen Grace Little Thunder.«

Seine Miene verfinsterte sich. »Hab sie nicht gesehen.«

»Da hab ich was anderes gehört.«

»Ich kümmere mich um die Wakanheja. Bringe ihnen bei, was es heißt, Lakota zu sein. Einige Eltern wissen das nicht zu schätzen.«

»Die Welt ist ganz schön ungerecht, was?« Ich versperrte Guv den Weg zu seinem Pick-up.

»Ich bringe den Kindern Sachen bei, helfe ihren Familien. Manchmal wollen sie mehr, als ich ihnen geben kann.«

»Der Heilige Guv.«

»Nein, nur ein Mensch.«

»Ein Mensch, der Jungs gern in den Arsch fickt und Mädchen befigert.«

»Du weißt doch, wie Kids sind. Die wollen immer Aufmerksamkeit. Sie erfinden was, und die Leute machen ein Mordsgeschrei.«

»Dann haben die anderen auch alles nur erfunden? Hab von dir und dem kleinen Joey Dupree gehört.«

Guv wollte an mir vorbeigehen. »Ich brauch so 'n Scheiß nicht. Hab noch nie gesehen, dass du der Oyate geholfen hast. Wie ich gehört hab, machst du gar nichts für die Gemeinschaft. Wenn du dich wegen irgendwas beschweren willst, dann geh doch zu Direktor Smith. Ich werd jetzt fahren.«

»Glaub ich nicht.«

»Weißt du was, du Pisser? Die Eltern von Grace Little Thunder sind Vollprolls. Die Mutter säuft und der Vater hat

seit zehn Jahren nicht gearbeitet.«

»Das Mädchen ist erst neun.«

»Leck mich. Was geht dich das ...«

Ich schoss eine harte Rechte auf Guvs Körpermitte ab. Die Wucht des Schlags hätte die meisten umgehauen, aber sein massiger Bauch fing sie ab.

»Scheiß Iyeska!«, knurrte Guv und holte aus.

Ich wich zur Seite aus und donnerte Guv die Faust gegen den Kiefer.

Er schüttelte den Kopf wie ein nasser Hund. Wieso stand der Mistkerl immer noch? Ich überlegte, den Baseballschläger zu holen, da schoss mir ein brutaler Schmerz in die Seite. Ein Nierenhaken, dann noch einer, fester als der erste. Stromstöße. Nervenimpulse. Oben bleiben, nicht zu Boden gehen, sonst ist es aus. Taumelnd, benommen suchte ich nach einer neuen Strategie, aber mein Hirn war wie ein Eisberg, der sich im Wasser auf und ab bewegte.

»Scheißhalbblut!«, schrie Guv.

Ich spürte seinen Speichel auf meinem Gesicht, dann lag ich auf dem Boden. Shit. Er trat mir in den Rücken, wieder und wieder, jeder Tritt hatte die Wucht eines Presslufthammers. Ich versuchte, durch die Wolke in meinem Hirn zu manövrieren. Guv keuchte, ihm ging langsam der Sprit aus. *Schnapp dir seine Beine*, dachte ich.

Ich schlang einen Arm um seine Knöchel und zog. Mit einem dumpfen Knall landete er auf dem Boden, und ich nutzte die Gelegenheit. Ich sprang auf, packte seinen rechten Arm und drehte ihn so lange nach hinten, bis ich einen Widerstand spürte. Dann drehte ich ihn noch ein Stück weiter.

»Wie gefällt dir das, Wichser?«, schrie ich.

Guv schaute zu mir hoch. »Fick dich, Halbblut.«

Er hatte Eier, das musste man ihm lassen. Ich dachte an die Zeit in der Highschool, als ich noch klein und schwächlich gewesen war. Dachte an die unzähligen Male, als Guv und die anderen »Vollblut«-Indianer sich auf mich gestürzt und verprügelt hatten, an meine wütenden Tränen, an die Demütigung, die mich noch heute verfolgten.

Kurz überlegte ich, ob ich Gnade vor Recht ergehen lassen sollte. So machte man es als Lakota, oder? Wacantognaka war eine unserer sieben Tugenden – sie bedeutete Gnade, Güte, Vergebung Mitgefühl. Das hatten uns die Lehrer in der Schule beigebracht. Von ihnen hatten wir gelernt, dass der Krieger als der mutigste und ehrenvollste galt, der seinen Feind mit dem Coupstab berührte und freiließ. Der Legende nach hatte sogar Crazy Horse seinen Mut bewiesen, indem er einen Pawnee-Krieger, den er über einen Fluss verfolgt hatte, nicht getötet, sondern ihm in Anerkennung seiner Tapferkeit die Freiheit geschenkt hatte. Wenn ich mich nach dem Lakota-Verständnis ehrenhaft verhalten wollte, musste ich Guv jetzt gehen lassen.

Drauf geschissen.

Ich drehte seinen Arm weiter nach hinten, bis er mit grauenhaftem Knirschen aus der Gelenkpfanne sprang. Dann holte ich mit dem Fuß aus und trat Guv mit voller Wucht gegen die Wange, sodass sein Kopf nach hinten ruckte. Ich riss das Knie hoch und rammte ihm den Stiefelabsatz ins Gesicht. Zähne zerbrachen knackend wie Kartoffelchips. Ich ging in die Hocke und packte ihn an den Haaren.

»Hör mir gut zu, Drecksack. Wenn du in der Schule noch einmal ein Kind anfasst, schneide ich dir den Schwanz ab und stecke ihn dir tief in den Hals. Verstanden?«

Er sagte nichts. Sein linkes Auge war zugeschwollen und blutig, seine Nase war verschwunden, hatte sich im Gesicht verkrochen. Blut lief aus dem schwarzen Loch, wo früher Mund und Nase gewesen waren.

»Reicht dir das als Coupstab, Arschloch?«

Ich bückte mich über ihn, um zu prüfen, ob er noch atmete. Schwach, aber immerhin. Auf dem Beton lagen ein paar Zähne. Sie sahen aus wie winzige gelbe Grabsteine. Ich sammelte sie ein und steckte sie in meine Hosentasche.

2

Ich öffnete die Tür zu der Bude, die unsere Regierung als Haus bezeichnet. Dröhnende Rapmusik und der Geruch von gebratenem Fleisch empfingen mich. Mein Neffe Nathan hatte sich einen Hamburger gebraten und tunkte gerade ein Stück Brot ins Fett in der Pfanne. Die kurzen schwarzen Haare standen ihm vom Kopf ab und bildeten einen Kontrast zu seiner leicht gebräunten Haut und den hellbraunen Augen. Er trug sein Lieblingssweatshirt, ein verwaschen blauer Hoodie mit dem Maskottchen der Schule – ein Falke – auf der Brust. Die Musik war so laut, dass er mich erst bemerkte, als ich ihm einen Finger in die Rippen stieß.

Nathan wohnte seit drei Jahren bei mir, nachdem seine Mutter – meine Schwester Sybil – bei einem Autounfall ums Leben gekommen war. Sein Vater hatte sich schon lange davor aus dem Staub gemacht, und ich hätte es niemals zugelassen, dass man den Jungen zu Pflegeeltern gab oder ins Internat steckte. Sybil war auf dem Weg zur Arbeit gewesen, als ein Wagen frontal in ihr Auto gerast war. Ich war derjenige, der Nathan erzählen musste, dass seine Mom nun im Reich der Geister war. Seinen Gesichtsausdruck werde ich nie vergessen.

Inzwischen war Nathan vierzehn und hatte sich wieder einigermaßen gefangen. Nach dem Tod seiner Mutter hatte er oft die Schule geschwänzt und mit Freunden die eine oder andere Autoscheibe eingeschlagen. Die Schule würde ihm nichts mehr bringen, hatte er damals getönt, er würde ein berühmter indianischer Rapper werden – der rote

Tupac. Das sei in Ordnung, hatte ich erwidert, aber wenn ich noch eine kaputte Scheibe bezahlen müsste, würde ich seine Spielekonsole verkaufen. Seit Neuestem redete er nun davon, dass er aufs College gehen wollte. Bei einer Infoveranstaltung in der Schule hatte ihm ein Student von der nahe gelegenen Uni Feuer unterm Hintern gemacht. Ob das Feuer lange brennen würde, wusste ich nicht, aber ich bewahrte die Hälfte des Geldes, das ich mit meinen Jobs verdiente, nun in einem Red-Wing-Schuhkarton hinten in der Abstellkammer auf. Früher hatte ich fast mein gesamtes Geld versoffen, aber die Zeiten waren vorbei. Ich hatte das Trinken ein für alle Mal aufgegeben. Das gesparte Geld würde Nathans College finanzieren. In unserer Familie wäre er der Erste, der studierte.

»Hallo, alter Mann«, sagte er. Als er das Brot aus dem heißen Fett zog, landete ein Tropfen auf meinem Unterarm. Es fühlte sich an wie die scharfe Spitze eines Messers.

»Kannst du den Scheiß da leiser machen?« Ich zeigte auf die Boombox auf der Arbeitsplatte.

»Das ist kein Scheiß!« Er grinste. »Das ist oldschool Biggie.«

»Yeah, wie du meinst, mach's einfach aus.« Ich riss mir ebenfalls ein Stück von dem Brot ab und sah mich nach etwas Essbarem um. »Ist noch was von dem Käse da?«

»Nee, aber du kannst davon was abhaben.« Das Pfund Hackfleisch, das ich vor einer Woche gekauft hatte, war beim Braten fast zu einem Nichts geschrumpft. Ich nahm mit dem Brot etwas Soße auf, und das Fett hinterließ Schlieren auf dem Teller wie ein leckgeschlagener Öltanker.

»Was war denn bei dir los?«, fragte er. Sein Gesichtsausdruck verriet mir, dass ich schlimm aussah. In den Spiegel würde ich fürs Erste lieber nicht schauen.

»Hab mich mit dem Motorrad hingelegt.«

»Ach so.« Er wandte sich wieder seinem Brot zu.

»Ist noch Aspirin da?« Ich spürte, wie sich der Schmerz langsam in meinem Rücken und der Nierengegend ausbreitete. Der nächste Tag würde sehr unschön werden.

»Glaube nicht«, sagte er. Manchmal hatten wir gerade genug Geld für Klopapier, für Luxusartikel wie Schmerztabletten reichte es fast nie.

»Und – wie war's heute in der Schule?«

»Wie immer.«

Ich hatte nicht damit gerechnet, irgendetwas von ihm zu erfahren. Nathan war immer schweigsam gewesen, doch seit dem letzten Jahr blockte er fast jedes Gespräch mit mir sofort ab. Wenn ich etwas über ihn wissen wollte, musste ich seinen besten Freund Jimmy ausfragen. Aus irgendeinem Grund quatschte Jimmy gern mit mir, während Nathan eine Mauer um sich herum zog. Vielleicht öffnete er sich Jimmys Ina, wenn er bei ihnen zu Hause war. Trotzdem versuchte ich immer wieder, ihm jede noch so kleine Information aus der Nase zu ziehen.

»Lest ihr in der Schule noch das *Zuma*-Buch?«

»*Zuya*«, erwiderte er. »Nein, damit sind wir durch.«

»Ach ja, stimmt, *Zuya*.« Die Schule hatte ein Buch über die Traditionen der Lakota in den Lehrplan aufgenommen – eines der wenigen Bücher zu dem Thema, das von einem echten Lakota und keinem Weißen geschrieben worden war. Nathan hatte es gehasst, weil es, wie er meinte, kitschig und albern war. Aber ich hatte gesehen, dass er es abends auf seinem Bett gelesen hatte, statt wie üblich Videospiele zu spielen oder sich zum zwanzigsten Mal denselben Horrorfilm anzusehen.

»Was lest ihr denn jetzt?«

»Irgendwas von Shakespeare. Verstehe kein Wort.«

In meiner Schulzeit hatte ich solche Sachen auch nicht verstanden, aber ich wusste, er durfte nicht so schnell

aufgeben.

»Vielleicht kannst du dir den Film besorgen? Damit du der Geschichte besser folgen kannst?«

»Ja, vielleicht.«

Ich gab es auf und machte mich auf die Suche nach einer Packung Tylenol.

»Äh, ich wollte dich was fragen«, sagte Nathan. »Darf ich morgen Abend das Auto haben? Bitte?«

Wenn er den Ford Pinto nicht wie sonst als Blechhaufen bezeichnete, wollte er ihn wirklich dringend haben. Mal ganz abgesehen davon, dass er das Wort Bitte benutzt hatte. Ich hatte ihm vor zwei Jahren das Autofahren beigebracht, ließ ihn aber noch nicht auf mein uraltes Kawasaki-Motorrad. In South Dakota durften Kids ab vierzehn Auto fahren, und die Tribal Cops drückten außerdem noch ein Auge zu. Im Reservat sah man daher etliche jüngere Kids hinter dem Lenkrad.

»Was hast du vor? Mit Jimmy Highschoolmädchen aufreißen?«

Er schaute verlegen nach unten. »Nee, morgen ist im Center so eine Party. Paar Kumpel von mir gehen hin.«

»Okay, aber wahrscheinlich musst du tanken. Bis zur Stadt und wieder zurück wird's kaum reichen.«

Er strahlte wie ein Spielautomat beim Jackpot.

»Und kein Bier, sonst kriegst du von mir einen Tritt in den Hintern«, sagte ich.

Er wollte in sein Zimmer gehen, blieb aber kurz stehen. »Fast vergessen. Dein Freund Tommy war hier. Er muss mit dir reden, sagt er. Meinte, du gehst nicht ans Telefon. Ich soll dir sagen, er ist später im Center und du sollst vorbeikommen, wenn du Zeit hast.«

Shit, was war jetzt wieder los?

Ich schaute auf mein Handy. Tommy hatte es dreimal versucht. Ich rief zurück, aber er ging nicht ran. Das

überraschte mich nicht. Im Reservat war Handyempfang das reinste Glücksspiel. Kurz überlegte ich, ihn warten zu lassen, aber ich brauchte dringend eine Zigarette, also würde ich in die Stadt fahren. Vielleicht half mir dort jemand mit einer Excedrin aus.

Ich nahm das Motorrad, damit im Pinto noch genug Benzin für Nathan blieb. Auf der Fahrt dachte ich an meine Schwester Sybil. Sie hatte es im Leben nicht leicht gehabt. Ihr Dreckskerl von einem Mann hatte sie nach Nathans Geburt verlassen und war nach Kalifornien abgehauen. Sie hatte im Büro der Reservatsverwaltung gearbeitet und dort gerade so viel verdient, dass es fürs Essen reichte. Deshalb hatte sie zusätzlich Ketten und Ohrringe aus Perlen hergestellt und verkauft. Und sie war nebenbei zur Abendschule gegangen, um ihren Highschoolabschluss nachzumachen. Leider hatte ich ihr nicht so oft geholfen, wie ich es hätte tun müssen, aber ich hatte eigene Probleme gehabt. Nach einer besonders schlimmen Nacht ging ich meistens zu Sybil und Nathan. Dann sagte sie, ich müsse was essen, und kochte mir Bohnensuppe und Kaffee. Während sie für die Schule lernte, spielte ich mit dem Jungen. An solchen Tagen konnte ich mir vorstellen, wie es wäre, eine richtige Familie zu haben. Jetzt fiel mir ein Gespräch ein, das Sybil und ich kurz vor ihrem Tod geführt hatten.

Virgil, weißt du noch, wie wir als Kinder immer Winter Counts gemalt haben, wie die aus der alten Zeit?

Ja, glaub schon.

Winter Counts – das alte Kalendersystem der Lakota. Ich hatte die Bilder in den Kalendern immer geliebt; jedes symbolisierte das wichtigste Ereignis eines Jahres. Als Kinder hatten Sybil und ich mit Buntstiften und Papier unseren eigenen Kalender gezeichnet.

Weißt du noch, welches Symbol wir für das Jahr benutzt haben, in dem Mom gestorben ist?

Warum fragst du?

Weil es wichtig ist, sich zu erinnern.

So wichtig ist das nicht.

Und ob! Ich glaube, ich fange an, Mom zu vergessen.

Du wirst nur älter. Da kann man sich nicht mehr so gut an Sachen von früher erinnern.

Früher hab ich mir alles merken können. Jetzt ist es so, als würde alles verschwinden und in meinem Kopf unscharfwerden. Erst letzte Woche hab ich geträumt, ich gehe aus dem Rez weg und komme nie wieder zurück.

Yeah, und wo bist du hin? Paris?

Ich kann mich nicht erinnern, Klugscheißer ... Aber der Traum war so echt. Ein Adler ist im Haus herumgeflogen und hat angefangen zu reden. Sein Schnabel hat sich nicht bewegt, aber ich wusste trotzdem, was er sagt. Der Adler hat gesagt, ich soll mich bereit machen, weil ich bald wegmuss, auf eine Reise. Ich hab gefragt, wie lange ich weg sein würde, aber er wollte es mir nicht sagen, sondern hat mich nur mit seinen seltsamen Augen angeguckt. Ich hab gefragt, ob Nathan mitkommt, aber da ist er weggeflogen.

Hey, du weißt schon, dass man von dem Quatsch irgendwann durchdreht?

Ich habe gelacht und versucht, sie aufzuheitern, aber sie hat nur weggeschaut.

Ich stellte meine Maschine vor dem Eingang des Community Center ab und steckte die Schlüssel in die Hosentasche. Das Center war ein grauer Kasten mit Kunststofffenstern, die so trübe waren wie die vom grünen Star befallenen Augen eines alten Mannes. Im Reservat war es der zentrale Treffpunkt. Für die Teenies gab es

einen Billardtisch, für die Senioren ein paar Tische und Sessel. Tagsüber hing mindestens ein Dutzend Teenager dort ab, tauschte sich aus und flirtete. Und die Senioren beklagten sich über die jungen Leute und redeten über alte Zeiten.

Ich ging zum Basketballfeld, wo etwa zwanzig Teenies und zehn Erwachsene herumstanden, und schlängelte mich zwischen den Menschentrauben hindurch. Zwei Jungs versuchten sich an Freestyle-Rap, aber es klang selbst für meine Rock'n'Roll-Ohren ziemlich lahm. Ich hielt die Augen offen, ob jemand da war, der wegen einer alten Auseinandersetzung noch sauer auf mich sein konnte. Noch mehr Probleme konnte ich an diesem Abend nicht gebrauchen.

Dann entdeckte ich Tommy, von einigen auch »Ik-Tommy« genannt, nach der listigen Spinne aus den Lakota-Märchen. Wir waren seit der Highschool befreundet, hatten uns aber vorübergehend aus den Augen verloren, weil er wegen schwerer Körperverletzung zwei Jahre im Gefängnis von Sioux Falls gesessen hatte. Vor vier Jahren hatten drei Collegejungs in Rapid City gesehen, wie Tommy im Park ein Bier getrunken hatte, und sich gedacht, sie könnten einen betrunkenen Indianer zum Spaß ein bisschen schikanieren. Doch Tommy war nicht betrunken und hatte sich nichts gefallen lassen. Auch wenn er sonst für jeden Quatsch zu haben war, legte man sich mit ihm besser nicht an. Die Collegejungs hatten Tommy herumgeschubst, aber er hatte einem von ihnen eine Dose Axe Bodyspray aus der Tasche gezogen und ins Gesicht gerammt. Obwohl Tommy auf Notwehr plädierte, entschied der Staatsanwalt, eine Spraydose sei eine gefährliche Waffe, und verurteilte Tommy zu zwei Jahren Gefängnis. Dort schloss Tommy sich einer Gruppe von radikalen Natives an und las Bücher von Vine Deloria und anderen indianischen Autoren. Vor einem

Jahr war er entlassen worden und wollte mich seitdem überzeugen, bei seiner Aktivistengruppe mitzumachen, aber so etwas war nicht mein Ding.

»Yo, Homes!«, rief er und kam auf mich zu. Sein schmächtiger Körper wurde von den langen, schwarzen Haaren nahezu eingehüllt, und seine Jeansjacke hatte dermaßen viele Löcher und Risse, dass sie ihn wohl kaum noch vor Kälte schützte. Dazu trug er alte, schwarzweiß karierte Vans. Allerdings war der Linke vorne aufgeplatzt, und der große Zeh ragte heraus.

»Hey, Tommy.«

»Hab draußen ein paar Bierchen gebunkert, wenn du magst.« Er roch, als hätte er schon etliche intus.

»Nein, danke.« Ich schnappte mir einen Plastikstuhl und setzte mich. Aus lauter Gewohnheit klopfte ich meine Taschen nach Zigaretten ab. Tommy rauchte nicht, ihn musste ich also gar nicht erst anschnorren.

»Hab ich dir schon von dem Buch erzählt, das ich lese? *For Indigenous Eyes Only*? Echt der Hammer. Ist nämlich so, dass wir alle wie bescheuert kolonialisiert wurden. Bevor die Weißen kamen, hatten wir keine Gesetze. Weil wir keine brauchten. Jobs brauchten wir auch nicht, weil wir unser Essen selbst gejagt haben! Stimmt doch, oder?«

»Alter, du hast doch seit Jahren keinen Job«, erwiderte ich, während ich die Gegend nach jemandem absannte, der mir vielleicht eine Zigarette geben würde.

»Darum geht's doch gar nicht! Jobs sind was für Idioten. Ich meine, wir sehen die Welt eben anders als die, äh, Kolonisierer. Bei denen geht's nur darum, Sachen zu kaufen, Dinge zu besitzen. Was passiert, wenn weiße Kids Geburtstag haben?« Er sah mich erwartungsvoll an.

»Sie essen Kuchen?«

»Nein, Alter! Sie kriegen Geschenke! Tonnenweise Geschenke!«

»Aber wir schenken unseren Kids doch auch was zum Geburtstag.«

»Weil wir kolonialisiert wurden. Das meine ich doch. Was machen Natives bei einer Namenszeremonie?«

»Sie geben dem Kind einen Lakota-Namen?«

»Ja, schon, das meine ich aber nicht. Ich meine, dass sie Geschenke verteilen! Bevor der Geisternamenname verkündet wird. Davon rede ich. Indianische Kids verteilen Geschenke an die Gäste, sie selbst kriegen nichts. So machen es die Natives.«

»Nicht jeder Indianer bekommt einen Geisternamen«, warf ich ein. »Ich habe nie einen bekommen.«

»Dann wird es Zeit! Zeit, dass du den roten Weg gehst. Komm doch nächstes Mal mit zum AIM-Treffen und lerne Leute kennen.«

»Ich überleg's mir.« Ich sah, dass die Ersten die Halle verließen.

»Oder komm im Sommer mal mit zum Sun Dance. Vielleicht findest du zu dir selbst. Wäre das nicht cool? Hoka!«

»Du weißt, was ich von dem Bullshit halte. Um einen Baum rumzutanzten wird mir auch nicht helfen.«

Tommy sah mich mitleidig an. »Homeboy, irgendwann wirst auch du den Schöpfer hören. Ganz sicher.«

Sein Gequatsche wurde mir langsam zu viel. Ich wollte los, ein bisschen Geld zusammenkratzen und Zigaretten kaufen. »Nathan meinte, du wolltest mir was erzählen. Was gibt's?«

»Ach ja. Letztens hab ich Ben Short Bear gesehen. Er will mit dir reden, dringend. Meinte, er hat dich gesucht.«

»Was will er denn?«

»Keine Ahnung. Sagte, es wäre wichtig – klang, als hätte er einen Job für dich oder so.«

Seltsam. Ben Short Bear war Mitglied des Tribal Council, unserer Stammesregierung, und machte normalerweise einen großen Bogen um mich. Bei unserer letzten Begegnung hatte er mich sogar hochkant aus seinem Büro rausgeworfen. Das war kurz, nachdem seine Tochter Marie mit mir Schluss gemacht hatte. Sie hatte gesagt, ich sei ein Arschloch und sie hätte etwas Besseres verdient.

Ich hatte ihr nicht widersprochen.

Als ich das Community Center verließ, sah ich einen Mann, der einem kleinen Jungen ein Shirt anzog, und musste an meinen Vater denken. Im Lauf der Zeit waren meine Erinnerungen an ihn verblasst, aber bei bestimmten Dingen tauchte sein Gesicht wieder vor mir auf. An einiges konnte ich mich allerdings noch gut erinnern. Er hatte mir gezeigt, wie man sich die Schuhe zubindet. Wie man einen Baseball wirft, wie man Hammer und Schraubenzieher benutzt, wie man eine Landkarte liest. Und ich wusste noch, wie sicher ich mich nachts gefühlt hatte, weil ich wusste, dass er in meiner Nähe war.

An das schreckliche Jahr konnte ich mich auch noch gut erinnern. Dass er krank war, wusste ich. Erst später erfuhr ich, dass er Bauchspeicheldrüsenkrebs hatte. Das ist wohl die schlimmste Art, weil sie innerhalb weniger Monate streuen kann. Mein Vater magerte in einem solchen Tempo ab, dass er bald nicht mehr aussah wie er selbst. Ich weiß noch, er musste sich ständig übergeben, und weil ich keine Ahnung hatte, wie schlimm es um ihn stand, glaubte ich, er hätte getrunken. Jahre danach erklärte mir meine Mutter, die Ärzte im Rez seien so schlecht, dass sie den Krebs erst diagnostiziert hatten, als es längst zu spät war. Ich googelte die Krankheit, und wie es aussah, hätte man sowieso nicht viel dagegen tun können. Doch meine Mutter gab den Ärzten die Schuld an seinem Tod.

In den letzten Monaten seines Lebens war mein Vater zu müde, um überhaupt aufzustehen, und hatte ständig Schmerzen. So furchtbare Schmerzen, dass man es in seiner Nähe kaum aushielt. Ich fühlte mich nutzlos, weil ich ihm nicht helfen konnte. Und ich hatte Angst, überhaupt nur an die Möglichkeit zu denken, dass er sterben konnte, und Angst, mit einem anderen Menschen darüber zu reden.

Irgendwann nahm ich meinen Mut zusammen und fragte den Mediziner, wie ich meinem Vater helfen konnte. Der Heilige Mann stand bei unseren Leuten in hohem Ansehen, und ich wusste, er würde mir den richtigen Rat geben. Er sagte, ich solle in den Wald gehen und beten. Mindestens einen Tag und eine Nacht sollte ich dortbleiben. Während des Betens durfte ich weder essen noch trinken. Er sagte, es würde ein Tier kommen und mir eine Botschaft überbringen, in der es möglicherweise um Heilung ging. Erst dann sollte ich meine Gebete beenden und nach Hause gehen. Außerdem sollte ich versuchen, nicht zu schlafen, sondern nur den Vögeln und Tieren zuhören und ununterbrochen beten.

Nach dem Gespräch fühlte ich mich wie ein Held, obwohl ich mit dem Beten noch gar nicht begonnen hatte. Ich stellte mir vor, was meine Mutter und meine Schwester sagen würden, wenn ich zurückkam und ihnen klar wurde, dass ich meinen Vater gerettet hatte. Schnell rannte ich nach Hause und packte ein paar Sachen zusammen. Die Vorstellung, nachts allein im Wald zu sein, jagte mir Angst ein, aber ich sagte mir, dass es sich hinterher auszahlen würde. Meiner Mutter erzählte ich, ich würde mit meinem besten Freund zelten gehen. Sie war in solcher Sorge um meinen Vater, dass sie mich ohne eine weitere Frage ziehen ließ.

An den ersten Tag im Wald erinnere ich mich kaum. Ich weiß nur, dass mir, obwohl ich mich auf die Gebete

konzentrierte, wahnsinnig langweilig war. Ganz allein zu sein, mit niemandem zu reden, nicht fernzusehen und keine Musik zu hören, war ziemlich hart. Der Hunger und Durst waren unerträglich, und es fiel mir schwer, mich auf etwas anderes als meinen leeren Bauch zu konzentrieren. Ich fantasierte von Hamburgern, Pommes, Fry Bread, Eis. Obwohl ich mich bemühte, wach zu bleiben, schlief ich irgendwann ein und wachte erst im Morgengrauen wieder auf. Am zweiten Tag lag ich fast die ganze Zeit mit angewinkelten Beinen auf dem Boden, hielt mir den Bauch und versuchte, nicht zu weinen.

Am dritten Tag dachte ich nicht mehr an Essen. Ich betete und fragte mich, was ich gegen die Krankheit meines Vaters tun konnte. Obwohl ich wach war, hatte ich das Gefühl, zu träumen. Irgendwann schlief ich tatsächlich ein und hatte echt seltsame Träume. Ich träumte, ein Hirsch käme an meinem Zelt vorbei, nur hatte er zwei Gesichter. Das machte mir solche Angst, dass ich mich von dem Tier wegdrehte. Später träumte ich, dass aus dem Norden ein weißer Falke angeflogen kam und mir vom Leben meines Vaters erzählte. Offenbar wollte der Vogel mir sagen, ich solle mir keine Sorgen machen und nach Hause gehen.

Als ich aufwachte, fand ich, ich wäre lange genug im Wald gewesen, und brach auf. Ich wollte nur noch etwas essen und dann so schnell wie möglich zum Mediziner gehen, damit ich ihm von den Träumen erzählen konnte. Er würde mir sagen, was sie bedeuteten und wie ich meinen Vater retten konnte. Doch als ich zu Hause ankam, merkte ich sofort, dass etwas nicht stimmte. Auf dem Hof standen fremde Autos, unsere Hunde waren nirgends zu sehen. Drinnen erzählte mir meine Mutter, dass mein Vater während meiner Abwesenheit gestorben war. Sie umarmte mich und sagte, es sei okay. Aber das war es nicht. Ich war

nicht da gewesen, als er gestorben war, hatte mich nicht von ihm verabschieden können.

Während ich mit den Tränen kämpfte, schaute ich auf meine Hände. Ich wollte etwas zu meiner Mutter sagen, brachte aber kein Wort hervor. Ich hatte geglaubt, mit meinen Gebeten die Geister anzulocken und meinen Vater zu retten. In Wahrheit hatte ich nur meine Chance vertan, ihm Trost zu spenden, als er die Reise zu ihnen antrat.

Damals wurde mir klar, dass die alten Gebräuche der Natives – die Zeremonien, Gebete, Weisheiten – nicht mehr wert sind als Pferdemist. Ich hatte meine Familie retten wollen und mich dabei nur zum Affen gemacht. Und ich schwor mir, niemals wieder auf die hohlen Rituale hereinzufallen, sondern mich nur noch auf mich selbst zu verlassen.

Meine Schwester hatte mir ein Bündel brennenden Salbei gereicht. Ich warf es auf den Boden und trat das Feuer aus. Auch als es längst erloschen war, trampelte ich noch darauf herum. Meine Mutter schaute mir die ganze Zeit zu. Ich machte weiter, bis sich die Pflanze aufgelöst hatte und auf dem Boden nur ein grüner Fleck und in der Luft ein bittersüßer Geruch zurückblieben.

3

Am Tag nach meinem Ausflug zum Community Center saß ich in der Bar und schaute mir ein Basketballspiel im Fernsehen an, während ich auf Ben Short Bear wartete. Wie ich gehört hatte, wollte er sich zum Präsidenten des Tribal Council wählen lassen, was mich nicht weiter überraschte. Ben war ehrgeizig, deshalb war es ihm wohl auch nicht recht gewesen, dass ich mit seiner Tochter zusammen gewesen war. Obwohl er es niemals ausgesprochen hätte, wünschte er sich für Marie einen Arzt oder Anwalt oder wenigstens einen Mann mit richtigem Job.

»Hallo, Virgil.«

Ich trank den letzten Schluck Cola und drehte mich zu ihm um. Er sah aus, als käme er direkt von einer Sitzung: dunkelbrauner Blazer und Bolo Tie mit silbernem Adler. Und er hatte sich einen dünnen Schnurrbart wachsen lassen, dessen Farbe an das Arschloch eines Hunds erinnerte.

»Councilman.« Ich nickte ihm zu.

Er runzelte die Stirn und setzte sich neben mich. »Lassen Sie doch die förmliche Anrede und nennen Sie mich einfach Ben.« Er gab dem Barman ein Zeichen, ihm ein Bier zu bringen, und legte einen Zwanziger auf den Tresen. »Danke, dass Sie Zeit für mich haben.«

»Tommy meinte, Sie hätten einen Job für mich.«

Sein Blick verfinsterte sich, und er trank einen Schluck Bier. »Haben Sie von diesem Jungen von der Highschool

gehört, der vor ein paar Wochen gestorben ist? Paul Ghost Horse?«

»Ja, glaube schon.«

»Wie es heißt, war es wieder mal Selbstmord. Traurig, oder? Aber es ist nicht wahr. Wie ich zufällig weiß, war es eine Überdosis Heroin.«

Er zog die Augenbrauen hoch, wartete darauf, dass ich etwas erwiderte.

»Verstehe. Aber ich dachte, es geht um einen Job.« Ich ließ einen Eiswürfel in meinen Mund gleiten.

»Kennen Sie Rick Crow?«

Und ob ich ihn kannte. Rick Crow war ein echtes Stück Scheiße – ein fieser Säufer, Dieb und Lügner. Er hatte immer irgendwelche krummen Geschäfte am Laufen. Doch vor allem war er der Anführer der Kids gewesen, die mich in der Schule gepiesackt hatten. Er war der König der Schulhoftyrannen gewesen und hatte es immer auf die Schwächeren abgesehen. Damals war ich der Schwächste gewesen. Heute nicht mehr.

»Ich möchte, dass Sie ihn aufspüren und ihm den Kopf geraderücken. Der Mistkerl schleppt den Scheiß nämlich ins Rez. Superstarkes Zeug aus Mexiko.«

»Sicher?«, fragte ich. »Hab davon nichts gehört. Gras, ja. Aber kein Heroin.«

Das konnte nicht stimmen. Rick Crow vertickte Alkohol, kein Smack. Er kaufte kistenweise Bud Light in Nebraska und verkaufte die Flaschen einzeln an die Trinker im Reservat. Hin und wieder fuhr er auch nach Denver, besorgte Pot und warf es bei uns auf den Markt. Soweit ich wusste, ließ er von stärkeren Sachen die Finger.

»Er zieht das Geschäft gerade erst auf«, sagte Ben. »Deshalb müssen wir es sofort unterbinden.«

»Warum gehen Sie nicht zur Tribal Police?«

»Das wissen Sie genau. Selbst wenn die ihn erwischen, darf unser Gericht ihn maximal zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr verurteilen. Das bringt also nichts.«

Damit hatte er recht. »Warum gehen Sie dann nicht gleich zu den Feds?«

Er schnaubte verächtlich. »Solange es nicht um Mord geht, krümmen die doch keinen Finger. Außerdem gibt es bisher keine stichhaltigen Beweise, dass er die Drogen verschiebt.«

»Und woher wissen Sie es dann?«

»Ich hab so meine Quellen.« Er trank das Bier aus und versuchte, den Barman auf sich aufmerksam zu machen.

»Selbst wenn es stimmt«, sagte ich, »warum soll ausgerechnet er aus dem Verkehr gezogen werden? Wenn Sie mal hart durchgreifen wollen, gibt es hier an jeder Ecke jemand, der andere Drogen vertickt. Gras wird einem ja quasi hinterhergeworfen.«

Er schaute mich finster an. »Einigen von uns geht das Reservat eben nicht am Arsch vorbei. Oder der tote Junge. Der Unterschied zwischen Gras und Heroin ist gewaltig. Außerdem wären meine Wähler und Wählerinnen nicht gerade begeistert, wenn sich die harten Drogen weiter ausbreiten.«

Die anstehende Wahl. Jetzt begriff ich, warum Ben mit den H-Dealern aufräumen wollte. Eine Sache war mir allerdings immer noch nicht klar.

»Aber wenn Sie punkten wollen, indem Sie die Typen aus dem Verkehr ziehen, warum beauftragen Sie dann mich? Wenn ich ihn zum Aufhören bringe, weiß am Ende ja niemand, dass es Ihre Idee war.«

Ben winkte nach dem Barman, wieder ohne Erfolg. »Ich will das Zeug hier weghaben, egal wie.« Er schnippte mit den Fingern. »Mal ehrlich – wenn noch mehr Kids eine